

Von Songwritern, Liedermachern und Discorockern

Zum dritten und letzten Mal in diesem Semester veranstaltete das AStA-Kulturreferat in der Veranstaltungsreihe „Local Heroes“ ein Rockkonzert mit drei Bands aus Düsseldorf und Umgebung.

Wenn es draußen noch taghell ist und zudem noch angenehm warm, dann ist es eigentlich schon Rock'n'Roll-Tradition, dass die erste Band die Besucher noch einzeln begrüßen kann. Positano hatten mit dieser Rolle am Dienstag der vergangenen Woche überhaupt kein Problem und machten sich einen Spaß daraus, jeden neuen Besucher mit großem Hallo anzukündigen. Sie mussten allerdings nur eine handvoll Lieder spielen, bis der SP-Saal sich deutlich gefüllt hatte. Denn das, was die beiden Bonner da fabrizierten, war einfach zu gut, um es von draußen mit einem Ohr mitzuhören.

„Liedermaching“ vom Feinsten

Daniel Schult und John Brandi sind das, was man früher einmal „Liedermacher“ nannte: Sie komponieren unkomplizierte kleine Songperlen und texten dazu reichlich Schräges. Auf Deutsch natürlich, damit es auch jeder versteht. Für die Umsetzung auf der Bühne reichen den beiden meistens eine Gitarre, von John fachmännisch



John und Daniel von Positano rocken auch ohne Band (Bilder: Marc Cechura)

bedient, und die beiden Stimmen, die miteinander geradezu erstaunlich harmonische Allianzen eingehen. Manchmal weiß man nicht mehr so recht, wer die Hauptstimme singt und wer die Begleitung.

Musikalisch bewegte sich das Duo stets im überschaubaren Rahmen von prominenteren Kollegen wie Funny van Dannen oder dem frühen Olli Schulz, die Gitarre mal gezupft, mal im treibenden Offbeat durchgeschlagen. Hier und da noch ein (mehr oder weniger überraschender) Tem-

po- oder Rhythmuswechsel und fertig ist das locker leichte Songgerüst, das schnell bis zum Rand mit abstrusen Textideen aufgefüllt wurde. Positano singen über das wirkliche Leben, nur eben mit einem etwas anderen Blickwinkel: Mal geht es um merkwürdige Damenbekanntschaften („Ich traf mal ne Frau in Hamm, die hieß Alex Amsterdam“), mal um eine verhinderte Karriere als Kleinkrimineller, die im „Mexican Standoff“ endet. Das Leiden der Generation Praktikum wird ebenso amüsant und zugleich bissig besungen wie die Untiefen des Online-Datings. „Während unseres Studiums haben wir nicht wirklich studiert und deshalb haben wir nach dem Studium auch nicht wirklich nen Job gekriegt“, verriet Daniel während einer Ansage. „Deshalb mussten wir Liedermacher werden.“

Subversiver Nonsens für die „Generation Praktikum“

Mit solchen Themen, die anscheinend ganz nah am Lebensgefühl der Studiendengeneration sind, trafen die beiden Sänger auch in Düsseldorf voll ins Schwarze. Allerdings nicht nur wegen der Zielgruppengenaugigkeit der Protagonisten, sondern vor allem, weil die Texte in erster Linie gut waren. Immer witzig und böse, oft hintersinnig und häufig genug auch tiefgründig und kritisch. Auch Nonsens kann im richtigen Kontext angebracht



Simon Horn (l.) und Alex Rosin spielen geradlinigen Indie und Pop „ohne Bindestrich“



subversiv sein. Und so ist wohl auch ihr Verhältnis zu kommerziellen Vertriebswegen: „Wir wollten nur noch sagen, dass Positano nicht nur auf der Bühne richtig brennen. Man kann auch unsere CD weiter brennen, wenn man sie gekauft hat!“

Ein Duo, das aussieht wie eine Frau?!

Nach einer kurzen Umbaupause konnte man sich dann selbst davon überzeugen, ob Alex Amsterdam wirklich wie eine Frau aussieht, wie Positano eben noch behauptet hatten.

Stimmt nämlich gar nicht, schon aus zwei Gründen. Zum einen sind Alex Amsterdam zwei Personen, zum anderen sind beide latent bärtig. Zusammen ergeben Alex Rosin und Simon Horn ein kreatives Duo Infernale, das schnell vergessen lässt, dass man es nicht mit einer ganzen Band zu tun hat. Rosin übernimmt dabei den Part des eher introvertierten, sensiblen Kopfs, der sich hinter seiner Gitarre verschanzt und lieber seinen Kollegen reden lässt. Dafür wird er beim Singen umso energischer. Seine kräftige und doch bisweilen brüchige Stimme ist es, die Alex Amsterdams Songs immer und immer wieder vor dem Absturz in den Mainstream bewahren. Und das hat durchaus seinen Reiz.

Indie, Pop oder was?

Nicht umsonst nennen die beiden ihre Musik Indie | Pop, „ohne Bindestrich geschrieben, als gleichberechtigte Brüder“, wie die Bandinfo verrät. Um dem Leser gleich darauf noch meterweise bekannte Namen aus beiden Genres zu Referenzzwecken um die Ohren zu schlagen. Wie auch immer, die Songs sind sauber komponierte Pop-

Juwelen (ob Indie oder nicht), mit genau der richtigen Menge Melancholie, Elan und notfalls auch Pathos. Angelehnt an britische Traditionen, die sowieso nichts von der Trennung von Indie und Pop halten, geht es geradlinig zur Sache, mal ein Schlenker links wie rechts aber immer mit dem einen Ziel vor Augen: den Hörer bei den Hörnern zu packen und nicht mehr los zu lassen. An diesem Abend klappte das ausgezeichnet, auch wenn noch immer die Hälfte der Besucher die laue Abendluft dem SP-Saal vorzog. Allerdings konnte man dem Konzert draußen ohnehin fast genauso gut folgen wie drinnen, da die Tür nach draußen weit geöffnet blieb.

Akustikgitarre gegen Streicherarrangements

Hin und wieder ging es anscheinend durch mit Alex Rosin, dessen Gitarre das dann ausbaden musste: Nach wenigen Liedern schon riss die erste Gitarrensaiten, so konzentriert und effizient droch er auf sein Instrument ein. Das war dann schon weniger Pop. Für den sorgte hier und da Keyboarder Simon Horn, wenn er Lust dazu hatte oder der Song es diktierte. Aus seinem kleinen, fragilen Tasteninstrument zauberte er die unterschiedlichsten Sounds, von wummernden Basssequenzen über psychedelische Orgelklänge bis zu herzerreißenden Streichersätzen. Geradezu perfekt brachten die beiden die scheinbare Widersprüchlichkeit ihres musikalischen Tuns ausgerechnet bei einem Coversong auf den Punkt: Die Hitsingle „Mr. Brightside“ von den Killers erklang anfangs als ruhige Pianoballade hart an der Kitschgrenze, ehe die Gitarre gnadenlos einschlug und den Song auf 180 aufdrehte. Aber auch viele der Eigenkompo-

sitionen hatten dieses gewisse Etwas, das entgegen aller Logik sowohl Chartserfolg als auch Kritikerlob einzufordern scheint.

Die eigentlichen „Local Heroes“

Nach zwei Duos traten dann die eigentlichen „Local Heroes“ in voller Bandbesetzung an: „Metrophon“ kommen aus Düsseldorf und das merkte man auch. Denn so viele Fans reisen einer Nachwuchsband an einem Dienstagabend dann doch nicht hinterher. Von zwei tollen Vorbands aufgewärmt, brauchte das Publikum dann auch keine Vorlaufzeit mehr. Ab dem ersten schneidenden Gitarrenakkord war gute Laune angesagt, und auch dem Bandmotto „Metrophon bittet zum Tanz!“ wurde erstaunlich umfassend Folge geleistet. Kein Wunder: Der groovende, stampfende Powerpop des Quartetts ging direkt in die Beine, leistete sich aber durchaus auch einen kleinen Umweg über das Gehirn: Die Texte sind auf Deutsch und es lohnt sich, zuzuhören. Musikalisch griff die Band nahezu alles auf, was sie im Spannungsfeld zwischen US-Indierock, britischem Raw-Pop und deutschem Underground zu fassen bekommen. Da klang mal der stoische Wille zum Beat von Franz Ferdinand durch oder der Hang zu raumfüllendem Pathos der Killers. Die Mischung macht es, und da finden sich dann auch die intelligenten Arrangement-Ideen der Bloc Party wieder, die erdigen Rockausbrüche von Lhama oder die kantige Avantgarde-Attitüde von Blumfeld. All diese Elemente zu einer funktionierenden, pulsierenden, organischen Rock-Maschine zusammen zu fügen, die atmet, schwitzt und die Leute zum Tanzen bringt – das ist die große Eigenleistung von Metrophon, die an diesem Abend wohl ein paar neue Fans dazu gewonnen haben. *Marc Cechura*